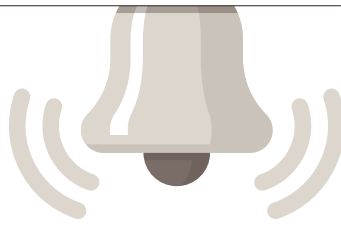


CLOSING BELL



Getestet

von Thorsten Riedl

... Google Pixel 3a

Was muss ein Smartphone eigentlich können, damit der Nutzer zufrieden ist? Ein gutes Display soll es haben, logisch, dazu einen ordentlichen Prozessor, einen ausdauernden Akku und eine vernünftige Kamera. Das reicht eigentlich. Haben sich wohl auch die Entwickler von Google gedacht. Mit dem Pixel 3a bringen sie ein Gerät, das in keiner der wichtigen Disziplinen schwächelt. Es ist ein Mittelklassegerät im besten Wortsinne. Zu einem vernünftigen Preis.

Seit 2010 bietet Google eigene Smartphones an, zunächst unter dem Namen Nexus. Stand anfangs noch die Kooperation mit wechselnden Smartphone-Herstellern im Vordergrund, geht es spätestens seit Vorstellung des ersten Geräts der Pixel-Reihe 2016 um die Eigenleistung der Ingenieure des IT-Konzerns. Und die kann sich sehen lassen: Pixel-Smartphones sind Referenzgeräte, die zeigen, was mit der Google-Handy-Software Android möglich ist. An diese Tradition schliesst das Pixel 3a an. Es zeigt den Stand der Technik in der Mittelklasse. Da geht einiges. Die Verarbeitung des Geräts ist tadellos. Auf Glas- oder Metallummantelung muss man verzichten, das verwendete Kunststoffgehäuse gefällt dennoch – zumal das Gerät so weniger als 150 Gramm wiegt. Noch besser wird die Handhabbarkeit mit der Textilhülle, die Google ebenso unter eigenem Namen fertigen lässt. Selbst mit Cover ist das Pixel unwesentlich grösser als ein aktuelles iPhone. Es folgt zum Glück nicht dem Streben nach Grösse anderer Hersteller. Ist dafür aber auch in anderer Hinsicht «altmodisch»: Entsperren via Gesichtserkennung beispielsweise oder ein rahmenloses Display fehlen ebenso. Immerhin zeigt der Smartphone-Schirm die Farben dank OLED-Technik besonders lebhaft an. Und der Akku hält locker zwei Tage.

Ein Glanzlicht ist die Kamera. Bilder können mit denen von Flaggschiffgeräten mithalten, obschon das Pixel 3a nur eine Linse besitzt. Der Clou: Google optimiert die Bilder mit der eingebauten Software. Auch der Google-Assistent ist mit an Bord und beantwortet Fragen auf Zuruf oder nach einem Druck auf beide Seiten des Geräts. Das Pixel 3a ist für etwas weniger als 500 Fr. zu haben. Kein Schnäppchen, aber durchaus konkurrenzfähig – und natürlich muss jedem klar sein, dass er den günstigen Preis auch dank seiner Daten ermöglicht.



Kaffee mit ...

... Maya Bundt, Verwaltungsrätin

«Einfach unschlagbar praktisch» sei das Gebäude der Swiss Re für sie, begründet Maya Bundt die Wahl des eher ungewöhnlichen Treffpunkts für diese Kolumne. Zudem sei der Kaffee sehr gut. Tatsächlich lohnt sich ein Besuch in den offenen Büroräumlichkeiten im sechsten Stockwerk am Mythenquai. Durch die grossen Fenster blickt man direkt auf den vom Regen aufgewühlten Zürichsee. Bundt wählt dann aber lieber einen Tee. «Ich hoffe, das geht auch. Kaffee trinke ich genug.»

Bundt hat den grössten Teil ihrer Karriere beim Schweizer Rückversicherer verbracht. «Ich habe nie das Gefühl, bereits sechzehn Jahre beim selben Unternehmen zu sein», sagt sie. Sie habe in so viele unterschiedliche Bereiche hineingesehen und Aufgaben innegehabt, an Abwechslung habe es ihr nie gemangelt. Zudem pflegten die einzelnen Abteilungen der Swiss Re starke Subkulturen, die sich voneinander unterschieden. Seit Januar 2016 ist sie Chefin der Abteilung Cyber & Digital Solutions. Von aussen betrachtet sieht der Karriereweg der 48-Jährigen beispielhaft aus. «Das täuscht. Natürlich gab es auch tiefe Täler.» Doch das könne Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten schaffen. Zu wissen, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen, sei wichtig, um weiterzukommen. Als Erfolgsfaktor dürfe man das Glück nicht vergessen – und die Freude.

«Nur wenn man sich für etwas begeistern kann, wird man richtig gut darin und fällt auf», ist sie überzeugt. Tue man etwas, woran man glaube, könne man sich neue Bereiche eröffnen. Nach dem Abitur wollte die gebürtige Deutsche Biologie studieren. Doch ihr Umfeld warnte sie davor, «eine weitere arbeitslose Biologin zu werden». So habe sie sich nach der Schule eine Auszeit gegönnt. Sie liess sich aber nicht von ihrem Weg abbringen und studierte schliesslich nach einer sorgfältigen Auswahl in Bayreuth Geoökologie. «Es war Liebe auf den ersten Blick. Ich würde das Gleiche sofort wieder studieren», sagt sie, ohne zu zögern.

Diese Begeisterungsfähigkeit verbindet Bundt mit viel Pragmatismus. Der Schritt in die Privatwirtschaft nach der Promotion bei der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft sei ein ganz bewusster gewesen: «Ich wollte mir Freiheitsgrade schaffen.» Die Arbeit in der Wissenschaft habe ihr zwar sehr gefallen, aber die Stellen seien sehr beschränkt. «Wenn ein Jobangebot kommt, hat man keine Wahl.» Mitgenommen habe sie die Denkweise und die Arbeitseinstellung.

Neben ihrer Vollzeitstelle bei der Swiss Re, die auch Mandate bei vier Tochtergesellschaften des Rückversicherers umfasst, ist Bundt seit 2017 Verwaltungsrätin bei der Bank Valiant. Das Gremium ist wegen der Geschlechterparität – vier Frauen arbeiten hier zusammen mit vier Männern – eine Seltenheit in der Schweizer Unternehmenslandschaft. «Dem liegt ein bewusster Entscheid zugrunde», ist Bundt überzeugt. Ohnehin sei es für den Verwaltungsrat vorteilhaft, wenn er wie derjenige von Valiant durchmischt sei. «Das betrifft auch das Alter und den Hintergrund der Mitglieder.» Daraus ergäben sich andere Sichtweisen. Wichtig für ein effektives Kontrollgremium sei ausserdem, wie der Verwaltungsrat als Team funktioniere, vor allem wie diskutiert werde. «Man muss bereit sein, auch die unbequemen Fragen zu stellen.» Die Arbeit im Verwaltungsrat bedeute natürlich auch einen gewissen Zeitaufwand. Sie verstehe nicht, wie jemand neben einer exekutiven Position gleichzeitig noch eine Vielzahl von externen Verwaltungsratsposten wahrnehmen könne. «Ich bin mit meiner derzeitigen Position bei der Swiss Re und dem Valiant-Mandat gut ausgelastet», sagt Bundt.



Wie bei vielen Unternehmen ist die Geschäftsleitung aber auch bei Valiant männlich dominiert. «Solange die Gleichstellung nicht erreicht ist, werde ich nicht müde, mich für die Sache zu engagieren», sagt Bundt. Ein Kulturwandel finde nur langsam statt – gerade in der Schweiz. Sie empfindet das Land als wertkonservativ, was sich etwa zeige, wenn es um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gehe. «Noch immer werden Frauen mit einem Vollzeitpensum regelmässig darauf angesprochen, wie sie das mit den Kindern unter einen Hut bringen. Männern wird diese Frage so eher nicht gestellt.» Politisch wichtig sei zudem die Abschaffung der Heiratsstrafe, die vor allem dann einschenkt, wenn beide Partner verdienen.

Für Bundt war es eine klare Entscheidung, als sie sich vor ein paar Jahren um den roten Pass bewarb. «Hier sind meine Familie und mein Lebensmittelpunkt. Ich wollte abstimmen und wählen können.» Mittlerweile fühle sie sich ohnehin als Schweizerin. «Nur das mit dem Schweizerdeutsch klappt noch nicht.»

Neben der Vollzeitstelle und der Familie – Bundt ist Mutter von drei Söhnen – sei die Freizeit beschränkt. Als Ausgleich macht sie Sport. Laufen, Fussball und Skifahren gehören für sie zum Programm. «Ich muss mich bewegen, sonst werde ich unzufrieden, und meine Mitarbeiter oder meine Familie müssen darunter leiden», sagt sie lachend. Wettbewerbe bestreite sie keine. «Ich wäre zu ehrgeizig, und dafür fehlt mir schlicht die Zeit.» Aber auch im Sport zeigt die Managerin, dass sie dranbleibt: Bundt hat den schwarzen Gürtel im Karate. *Gabriella Hunter*

Maya Bundt ist eine von drei für den Women's Board Award nominierten Verwaltungsrätinnen. Die Verleihung findet am 24. Juni statt.

Totale Bevormundung

Die Bundesverwaltung ist selten verlegen um neue Ideen, wo und wie sie in den Alltag ihrer Untertanen eingreifen könnte und wie sie zum richtigen Leben erzogen werden könnten. Zudem müssen die Beamten Aktivitäten entfallen – ihren Lohn beziehen sie ja vom Steuerzahler, der auch einen Gegenwert sehen will. Allerdings ist dieser ab und zu durchaus zweifelhaft, wie ein Merkblatt des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) belegt.

Klar, das besagte Amt muss sich um die Umwelt sorgen. Allerdings beschleicht einen bisweilen das Gefühl, dass die «Umwelt» stärker gewichtet wird als der Steuerzahler, der genau genommen ja auch zu dieser Umwelt gehört. Zu diesem Schluss führt das Merkblatt «Nachhaltige Verpflegung». Schon der Titel lässt Böses erahnen, gehört die Verpflegung doch zur Privatsphäre jedes Einzelnen – der Staat hat weder in Küche noch Esszimmer etwas verloren.

Die schlimmsten Erwartungen werden übertroffen: Das Bafu gibt in allem Ernst

Empfehlungen ab, wie ein Apéro zu organisieren ist. Das Amt traut dies dem Normalbürger offenbar nicht zu, schon gar nicht, den Apéro auf umweltschonende Weise auszurichten.

Selbstverständlich weiss das Amt genau, wie das geht. So seien zwei Drittel des aufzustellenden Buffets vegetarisch zu gestalten, wobei das Vegetarische an erster Stelle zu platzieren sei. Die fleissigen Bafu-Beamten haben sich offenbar nicht gefragt, ob dieser Rat nicht allenfalls eine Diskriminierung der deutlichen Mehrheit der Nicht-Vegetarier sein könnte. Noch gibt es glücklicherweise keinen Zwang zum Vegetarismus.

Auch der Begriff des unlauteren Wettbewerbs hat es offenbar noch nicht bis in die Amtsstuben des Bafu geschafft. Unverhohlen wird Reklame gemacht, auf einer offiziellen Website notabene, für das Bio-Label und für Bio-Produkte. So sollen etwa Früchte und Gemüse das Bio-Label tragen, das gilt auch für Gebäck und Brot. Und siehe da: Sogar an Fleisch und



Fisch wird gedacht, auch da kommt für die Weltverbesserer des Bafu natürlich lediglich Bio in Frage.

Selbstverständlich setzt sich das fort im Getränkebereich: Kaffee, Tee, Apfel und andere Säfte haben Bio oder dann doch zumindest Max Havelaar zu sein. Und Wein – ja, er ist sogar erlaubt – soll natürlich auch Bio sein und aus der Region kommen. Von Burgunder oder Barolo ist tunlichst abzusehen (Kaffee aus Afrika und Tee aus Indien sind hingegen in Ordnung). Die Empfehlungswut des Bafu macht nicht einmal vor dem Wasser halt: Es hat Leitungswasser zu sein statt Mineralwasser – nicht einmal Bio.

Und schliesslich, das stimmt schon fast wieder versöhnlich, ist es erlaubt, Reste für kommende Pausen bereitzustellen. Oder sie können von Teilnehmern gar mit nach Hause genommen werden – allerdings nur in «Schalen oder Säckchen aus nachhaltigem Material».

Nein, das alles ist kein Aprilscherz, das ist ernst gemeint. Die Bevormundung des

Einzelnen durch Väterchen Staat kennt offenbar keine Grenzen mehr. Man stellt sich die bange Frage, welchem Menschenbild denn die Autoren dieses Merkblatts – und mit ihnen die zuständige Departementschefin Simonetta Sommaruga sowie ihr Amtsdirektor Marc Charonnens – huldigen.

Oder sind derartige Merkblätter ganz einfach ein Zeichen, dass es den dahinterstehenden Beamten langweilig ist? Immerhin: Ähnliche Fragen werden dem Bundesrat auch in einer Interpellation zu diesem Merkblatt von Nationalrat Franz Ruppen (SVP) gestellt – die Antwort steht noch aus.

Wie auch immer: Wenn derartiges von oberster Stelle abgesegnet wird, steht es um die Freiheit des Einzelnen in diesem einst freiheitsliebenden Land nicht zum Besten. Glücklicherweise müssen wir uns nicht an die unsinnigen Empfehlungen halten und können (noch?) trinken und essen, was wir wollen – und tun es mit grösstem Vergnügen! *Peter Morf*